

# Pariser Tagebuch

Autor(en): **Jedlicka, Gotthard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **1 (1933-1934)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758376>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Pariser Tagebuch

von Gotthard Jedlicka

(Fortsetzung und Schluß)

Ich saß am Abend mit einem Freund im Café Select. Wir sprachen von Montparnasse und von der Wandlung, die in den letzten Jahren mit dem Quartier vor sich gegangen ist.

«Montparnasse ist stiller geworden», meinte ich.

«Man lebt hier bald wie auf einem Dorf.»

«Aber Matisse ist da», sagte mein Freund.

«Er ist im vorigen Sommer viel auf Montparnasse gewesen und ist auch jetzt wiedergekommen. Ich habe ihn am Abend häufig in dieser Gegend gesehen.»

«Hat er sich auch irgendwohin gesetzt?» fragte ich. Ich konnte mir Matisse nicht mehr auf Montparnasse vorstellen.

«Nein. Er ist nur auf- und abspaziert: mit dem Stock auf dem Rücken. Aber immerhin: er verkehrt doch wieder im Quartier.»

Eine Weile plauderten wir von andern Dingen.

«Er ist sehr unentschlossen!» sagte plötzlich mein Freund.

«Wer?» fragte ich.

«Matisse!»

Im gleichen Augenblick sah ich eine der Odaliskinnen vor mir, die Matisse so oft gemalt hat.

«Und warum?»

«Ich habe ihn — im Sommer — einmal beobachten können. Ich saß vor diesem Café, als er vorüberging. Auf dem Boulevard Montparnasse — dort drüben: siehst du — spielten einige junge Menschen Jo-Jo. Das ist nun auch schon wieder vorbei. Sie spielten meisterhaft, und eine große Zahl von Menschen hatte sich um sie herum aufgestellt. Er schloß sich ihnen an und sah zu. Niemand schien ihn zu kennen. Er stand lange unbeweglich da, und ich sah der Haltung seines Rückens an, wie aufmerksam er das Spiel verfolgte. Dann ging er langsam weg und spazierte bis an die Ecke der Rue Vavin. Er blieb an der Ecke stehen, dachte eine Weile nach, wandte sich um und ging mit der gleichen Langsamkeit zu den Spielern zurück, um ihnen wiederum und mit der gleichen gespannten Aufmerksamkeit zuzusehen. Nach fünf Minuten gab er es auf. Er hatte kein bestimmtes Ziel vor sich. Er spazierte auf dem Boulevard bis zum nächsten Parfümerieladen. Er blieb stehen, schaute lange in

das Schaufenster und schien dabei zu überlegen. Endlich entschloß er sich, in den Laden zu treten. Es dauerte lange, bis er ihn wieder verließ. Ich behielt ihn im Auge. Er ging einige Schritte vom Laden weg, sah auf den Boden nieder, verfiel in Nachdenken, kehrte um, ging wieder in den Laden hinein, blieb eine Weile, kam in der gleichen ruhigen Haltung heraus. Bis zu diesem Augenblick hatte ich all das mit richtungsloser Neugier beobachtet, ohne mir besondere Gedanken darüber zu machen. Aber jetzt wurde ich aufmerksam. Du kennst den Automatenladen dort drüben? Matisse blieb nämlich dort stehen und sah zu, wie sich die Leute — vor allem Kinder und beschäftigungslose Arbeiter — an diesen Automaten vergnügten. Und wieder erkannte ich an seiner Haltung, wie gespannt er ihnen zusah. Als er nun wegging, ahnte ich schon, daß er noch einmal zurückkehren würde. Und wie wartete ich auf diesen Augenblick! Du wirst es nicht glauben: aber er ist wirklich zurückgekehrt und hat sich die Automaten und die Leute noch einmal angesehen. Und weißt du: in dieser ständigen Wiederholung seiner Handlungen drückte sich ein fast unheimlicher Zug aus.»

Er sah mich mit einem fragenden Blick an: «Was meinst du dazu?»

«Ich finde das alles sehr sympathisch!» sagte ich.

«Und eigentlich kann man es auch nicht Unentschlossenheit nennen!»

«Ja», antwortete er.

«Es hat mir einen starken Eindruck gemacht. Ich habe mir auch überlegt, wie wesentlich diese Haltung für seine ganze Malerei ist. Ich habe plötzlich vieles besser verstanden als vorher: weißt du — eine bestimmte, sorgfältig überdachte Eindringlichkeit, die zum großen Teil auf einer ähnlichen Disziplin beruht. In der Malerei von Matisse ist alles überlegt, nachgeprüft, noch einmal überlegt und wiederum nachgeprüft. Noch etwas anderes ist mir an jenem Abend aufgefallen. Matisse, der wie ein Notar auszusehen scheint, hat einen starken Kopf, den man nicht mehr so leicht vergißt. Hast du sein Gesicht genau betrachtet? Ich habe dazu Gelegenheit gehabt. Aber noch stärker als sein Gesicht wirkt — so scheint es mir — sein Nacken. Findest du nicht auch? Er hat einen unheimlich starken Nacken! Er sieht wie ein Gesicht aus. Ich habe den Eindruck, als komme seine ganze Malerei von diesem Nacken her . . .»

W. hat zu früh an ein Wunder geglaubt. Und wahrscheinlich hat er selbst dazu beigetragen, es zu zerstören. Iwanow trinkt wieder. Mir selbst hat dieser Rückfall, nach allem, was mir W. erzählt hat, einen starken Eindruck gemacht. Die Sache war so. Heute abend, als ich in der Nähe des Café du Dôme in einem Tabac ein Paket Marylandzigaretten kaufte, sah ich Iwanow an der Bartheke des kleinen Bistrots stehen, das gewöhnlich mit einem Tabac verbunden ist. Das war an und für sich nicht seltsam. Und doch hatte ich sogleich ein Gefühl peinlicher Entmutigung, als ob ich selbst in diesem Augenblick auf eine entscheidende Weise versagt habe. Ich brach das blaue Paket auf, zündete die Zigarette am Feuerautomaten an, der neben der Tür befestigt war und betrachtete dabei Iwanow. Und jetzt sah ich, daß meine erste Empfindung richtig gewesen war. Iwanow stand in jener schwankenden Haltung hinter seinem halbgeleerten Glas Bier, die ich so gut an ihm kannte. Er schien nicht allein zu sein. Neben seinem Glas stand ein anderes, das noch voll war. W. sollte das sehen, dachte ich. Ich ging weg, schrieb in der Closerie des Lilas auf dem gelben faserigen Briefpapier, das sie einem dort geben, einige Briefe, suchte in einem andern Café nach einem Bekannten, fand ihn nicht und setzte mich, um die letzte Ausgabe des «Intransigeant» zu lesen, in der Bar der Coupole an einen der roten Tische, die der Bartheke gegenüber aufgestellt sind. Es war elf Uhr. Die Bar war noch leer. Aber die Leute kamen und gingen. Ich hörte den Lärm aus dem Restaurant, das an die Bar anschließt. So saß ich eine Stunde, las und ruhte mich beim Lesen aus. Unterdessen waren schon einige von den Leuten erschienen, die gegen Mitternacht die Bar füllen. Ich wollte zahlen und gehen. In diesem Moment trat Iwanow ein, und hinter ihm kam W. Ich winkte dem Barman ab, setzte mich wieder hin. Das war Iwanow, wie ich ihn kannte. Er hatte sich wie ein linkischer Bär durch die äußere Tür geschoben. Mit seinen roten Fäusten stieß er jetzt die schwere zweite Fenstertür auf. Der kleine magere W. kam mit flinken Bewegungen in seinem Windschatten nach. Iwanow trat zwei Schritte von der Tür in die Bar hinein und blieb, mit hängenden Fäusten und gutmütig grinsend, im kleinen Raum stehen. W. schaute lächelnd zu ihm auf. Beide hatten die Hüte auf dem Kopf behalten. Iwanow hatte ihn von seiner großen Stirne zurückgeschoben, und das aschblonde Haar trat in zwei Strähnen darunter hervor. W. hatte seinen schwarzen Hut schräg aufgesetzt und in die

Stirne gepreßt. Trotzdem es über Nacht sehr kalt geworden war, gingen beide ohne Überzieher. Ich sah ihnen an, wie sehr sie durch die gleiche Stimmung miteinander verbunden waren. «Was machen wir?» rief Iwanow mit dröhnender Stimme, so daß sich die Gäste auf den Barstühlen nach ihm umwandten. «Bleiben wir in diesem Totensaal?» fuhr er fort, wobei er zu lachen begann. Und dann schlug er W., der immer noch mit einem listig vergnügten und auch ein wenig verliebten Lächeln zu ihm aufblickte, mit der einen Faust kräftig auf die Schulter. Der Schlag kam W. so unerwartet, daß er zusammenzuckte. Und in diesem Augenblick bemerkte er mich. Durch seinen Körper ging ein einziger Ruck. Ich sah, daß er sich auf diese Weise Haltung gab. «Was für eine Überraschung!» sagte er und kam durch den schmalen Raum auf mich zu. Er hielt dabei den einen Arm schon von weitem großartig ausgestreckt. Er schüttelte mir lange und kräftig die Hand. Seine kleinen grünen Augen waren gerötet. «Ich freue mich, Sie hier zu sehen!» fuhr er fort. Seine Freude war echt. Aber seine Stimme klang fiebrig. Je mehr W. trinkt, um so liebenswürdiger wird er: Diese Liebenswürdigkeit ist von einer intensiven Wärme und dabei sehr differenziert. «Kommen Sie und trinken Sie mit uns!» sagte er. In der einen Ecke der Bartheke waren drei Stühle frei. Ich bezahlte und erhob mich. «Sie haben mir gesagt, daß Iwanow nicht mehr trinkt?» meinte ich. «Was wollen Sie: eine Ausnahme!» antwortete W. strahlend, indem er Iwanow verliebt ansah und ihm mit väterlicher Nachsicht auf den Stuhl half. «So ist das Leben. Und es ist immer anders, als wir es uns vornehmen. Iwanow hat mich gestern abend um acht Uhr für eine Stunde abgeholt, und aus der einen Stunde sind sechsundzwanzig geworden, sechsundzwanzig sehr schöne Stunden, wir haben wunderbare Gespräche geführt. Und wir gehen noch immer nicht nach Hause.» Er schwieg eine Weile und legte mir plötzlich die eine Hand auf die Schulter. «Und was macht die Frau von Iwanow?» fragte ich. «Ach so», sagte er mit der gleichen strahlenden Freundlichkeit. «Seine Frau ist zum Geburtstag ihrer Mutter nach Essen gefahren. Das Leben ist sehr schön!» Iwanow hatte unterdessen mit stieren Blicken vor sich hingeschaut. Die letzte Bemerkung von W. hatte er doch verstanden. Sein Gesicht, das darauf entspannt war, begann sich langsam zu sammeln. Er wandte sich zu W., wobei er den einen Ellbogen an der Messingstange der Bartheke entlangschob. Mit seiner tiefen Stimme sagte er: «Das hast du sehr gut gesagt:

das Leben ist schön.» Und noch einmal, mit einer weinerlichen Hartnäckigkeit: «Es ist sehr schön!»

Ich denke in den letzten Tagen viel an Picasso und an die bestimmte Art seiner Geistreichigkeit. Ich will versuchen, mich von diesen Gedanken zu befreien, indem ich ihnen diese vorläufige Form gebe. Natürlich könnte man jeden Charakterzug von Picasso auf ähnliche Weise untersuchen. Von diesem Künstler werden viele geistreiche Bemerkungen erzählt. Ich habe — nach der Unterhaltung mit ihm — die Überzeugung gewonnen, daß nicht alle von ihm stammen, sondern daß manche ihm zugeschrieben werden. Das ist die Folge des Ruhms um seine Erscheinung. Ich möchte nicht mißverstanden sein. Ich habe mir seine Geistreichigkeit anders vorgestellt als sie in Wirklichkeit ist: worin mich natürlich auch noch sein Werk bestärkt hat. Nun ist es möglich, daß ich mich täusche. Denn ein Mensch zeigt sich nicht allen Menschen gegenüber in der gleichen Art — nicht einmal dann, wenn er geistreich ist: oder gerade dann nicht. Ich habe das ja auch schon einige Male erlebt. Der geistreiche Mensch braucht einen ebenbürtigen Partner, der die ganze Fülle seiner Geistreichigkeit aus ihm herauszulocken vermag. Ich bin kein solcher Partner. Meine Art ist nicht nur schwer, sondern auch schwerfällig. Ich habe oft darunter gelitten. Aber ich kann es nicht ändern. Die Geistreichigkeit von Picasso ist nie sprühend. Das ist der erste Eindruck bei einem Gespräch mit ihm. Und er gleicht einer Enttäuschung. Und nur darum, weil man sie so ganz anders erwartet hat. Es geht oft lange, bis er zu einer eigenen Formulierung kommt; und immer scheint ihr ein vegetatives Schweigen, aus dem sie erst geboren werden kann, vorausgegangen zu sein: und scheint auch nachher noch in ihr nachzuschwingen. Diese Formulierung — in einem Französisch, das korrekt geworden ist, aber noch immer einen grimassierenden Akzent hat, ist meistens sehr gut und trifft ins Schwarze. Er selbst scheint genau zu wissen, daß sie gut ist. Denn er sagt sie mit einer Stimme, die um einen Ton gespannter und eindringlicher ist als sonst. Es ist, als setze er sie in Anführungszeichen vor den Zuhörer hin, den er dabei mit jener besonderen Aufmerksamkeit beobachtet, die darauf hinweist, daß er nun auch noch sehen möchte, welche Wirkung sie auf ihn ausübt. Aber er versucht nie, geistreich zu sein. Er ist es, oder er ist es nicht. Im allgemeinen liebt er es mehr, die andern reden zu lassen. Er ist

ein guter Zuhörer. Er entnimmt den Gesprächen, die mit ihm geführt werden, ebensoviel und auf eine ähnliche Weise wie der Natur, und wahrscheinlich wird es in ihm auch auf eine verwandte Weise verwandelt. Seine Stärke, so könnte man vielleicht abschließend sagen, beruht in seiner passiven und dabei doch eigentümlich tätigen Haltung. Er hört zu, beobachtet genau, wartet ab — und manchmal schweigt er sogar ostentativ. Ich kann mir denken, daß ihn ein Partner in solchen Augenblicken zu hassen beginnt. Ich frage mich, ob er um diese Haltung weiß. Sein Gesicht, das im übrigen unbeweglich scheint, hat dann einen lauernden, ja sogar fast grausamen Ausdruck . . .

Ich habe die Frau von Iwanow gesehen. Ich saß mit dem Kunsthändler D., seiner Gattin und dem Photographen M. gegen zwei Uhr nachts vor dem Café du Dôme. Die junge braunhäutige und schwarzhaarige Frau des Kunsthändlers trug einen Mantel aus geflecktem Kalbfell, der sie sehr gut kleidete. M., der vor kurzem ein schönes Buch mit Photographien über Paris herausgegeben hat, erzählte, wie viele Versuche er nur dazu unternommen habe, um für sein Buch einen Umschlag zu schaffen, auf dem das Pariser Straßenpflaster zu sehen ist. In einer Schachtel seines Laboratoriums liegen die Abzüge von sechzig verschiedenen Aufnahmen. Die hundert Abbildungen seines Buches sind eine letzte strenge Sichtung aus zweitausend Photographien. Also auch hier das Gleiche: jede hervorragende Leistung, der man begegnet, steht am Ende einer langen Entwicklung. Ich hörte, weil ich müde geworden war, nicht mehr sehr aufmerksam zu. Ich ließ meine Augen wandern. Ich hatte so viel zu sehen. Ich saß so, daß ich die Tür des Café du Dôme sah und die Männer und Mädchen, die ein- und ausgingen, beobachten konnte. Ich dachte eben daran, daß ich die eine von ihnen, die in diesem Augenblick mit wehendem Mantel herausstürmte, am gestrigen Nachmittag mit einem dicken, roten, glatzköpfigen Herrn im Café de la Paix getroffen hatte, als meine Aufmerksamkeit durch ein anderes Mädchen gefangen wurde, das hinter ihr kam und unter der Tür des Cafés stehen blieb. Sie war auffallend schön, und ich hatte sie noch nie hier gesehen. Sie hatte blaue Augen und blondes Haar und trug einen gutgeschnittenen grauen Tailleur. Ihre vollen Lippen waren, auf Montparnasse eine Seltenheit, nicht geschminkt. Sie sah frisch und müde zugleich aus. Und dann wunderte ich mich über das eine.



Sie blickte aufmerksam nach unserm Tisch. Ich fragte mich, wem dieser Blick gelten könne und schaute mich um. Ich fand, daß sie Frau D. ansah. Meine Vermutung war richtig. Denn sie blieb so lange unter der Tür stehen, bis Frau D., die zufällig aufblickte, sie plötzlich wahrte, die eine Hand hob und ihr zuwinkte. Das war für sie das Zeichen, näherzukommen. Und sie kam — an den leeren Tischen und Stühlen vorbei. Sie schaute Frau D. von weitem mit einem fast demütigen Lächeln an, das mich an ihrer eleganten und sichern Erscheinung erschütterte. So lächeln Frauen, die das Schicksal gezeichnet hat. Sie war, als sie an unserm Tisch stand, verlegen, und aus Verlegenheit benahm sie sich kühler, als es ihre Gewohnheit sein mochte. Sie gab Frau D. die Hand, stützte sich auf die Stützlehne des Stuhls, bückte sich zu ihr nieder und sprach lange, leise und eindringlich mit ihr. Ich betrachtete die beiden Gesichter nebeneinander, die so verschieden waren. Ich verstand nicht, was sie sagte. Aber ich glaubte aus ihrer Stimme eine große Angst herauszuspüren. Das Angebot, Platz zu nehmen, das ihr der höfliche Photograph M. machte, schlug sie mit einem innigen Lächeln ab. Was hat dieses Mädchen? dachte ich. Nach einer Weile ging sie weg. Frau D. hatte nicht einmal Zeit gehabt, sie vorzustellen. «Wer ist die Frau?» fragte der Photograph. «Die Frau ist sehr schön», sagte ich. «Das will ich glauben», fuhr der Kunsthändler fort. «Sie kennen sie nicht?» fragte Frau D. und schloß ihren Kalbfellmantel so eng zusammen, daß man darüber nur noch das braune Gesicht mit den karminrot geschminkten Lippen sah. «Natürlich, Sie können sie nicht kennen», fuhr sie fort. «Sie kommt kaum je hierher. Sie paßt nicht in diese Gegend. Es ist die Frau des Malers Iwanow. Sie wissen: der Maler, der immer betrunken war.» Ich konnte nicht mehr an mich halten. «Das ist nicht möglich!» sagte ich. Und dann: «Das darf nicht sein!» Frau D. lächelte. Sie schob die geschminkten Lippen langsam auseinander. Aus ruhig leuchtenden, schwarzen Augen schaute sie mich aufmerksam an. «Wieso nicht?» fragte sie. Ich hatte keine Lust, ihr darauf eine Antwort zu geben. Sie wäre auch schwierig gewesen. Die Unterhaltung brach ab. Der Photograph nahm sie wieder auf. «Sie sieht sehr traurig aus!» sagte er. Der Kunsthändler nickte nachdenklich. Und Frau D.: «Sie hat auch Grund dazu. Ihr Mann hat früher sehr viel getrunken, hat dann — unter ihrem Einfluß — aufgehört und trinkt nun wieder. Und ich glaube, nur darum, weil sie einmal drei Tage weg gewesen ist.» Ich



widersprach. «So etwas allein genügt nicht!» sagte ich. «Es müssen noch andere Gründe sein.» Der Kunsthändler D. wischte die Asche seiner Zigarre an der Messingfassung des runden Marmortisches ab, an dem wir saßen, und fragte: «Und was hat sie von dir gewollt?» Frau D. gab nicht sogleich Antwort, sondern fuhr fort: «Und was diese Frau doch alles für Iwanow getan hat. Das macht ihr keine andere Frau nach. Sie hat mich, obgleich es ihr schwer gefallen ist — keiner Frau fällt es leicht, von einer andern etwas zu verlangen — gerade vorhin gefragt, ob du nicht vielleicht eine kleine Ausstellung seiner Bilder veranstalten könntest, damit ihr Mann daraufhin arbeite und es ihr leichter falle, ihn wieder vom Trinken abzuhalten. Sie hat nicht gewagt, dich selbst darum zu bitten.» D. schaute einige Sekunden regungslos vor sich hin. «Was meinst du?» sagte sie und zwang ihn mit dieser Frage aufzublicken. Ihr Lächeln war so, daß es auch schon den Dank für seine Zusage enthielt. Und er, mit liebenswürdiger Raschheit, die an seiner Erscheinung fremd anmutete und mit einer kühlen und doch schonenden Stimme: «Gut, Liebling. Ich glaube zwar nicht, daß es ihm helfen wird.»

Das Wichtige liegt oft in unscheinbaren Dingen verborgen. Ich glaube, daß das folgende kleine Ereignis für das Verständnis von Picasso von Bedeutung sein kann. Ich war mit ihm in seinem Atelier und schaute mich darin um. Ich versuchte, mir ihn beim Malen vorzustellen. Es wurde mir leicht gemacht, weil die Dinge noch so herumstanden, wie er sie, wahrscheinlich erst einen Augenblick vorher, verlassen hatte. Ich sah vor allem den niedrigen Stuhl mit dem geflochtenen Sitz. An der Lage der Farben, Tuben und Schachteln auf dem Boden erkannte ich, daß er beim Malen auf diesem niedrigen Stuhl vor der senkrechten Leinwand saß. Ich dachte daran, daß auch Lautrec, der Picasso eine Zeitlang sehr beeinflußt hat, so gemalt hatte. Andere, angefangene Bilder standen neben der großen fertigen Leinwand auf der Staffelei. Sie versperrten an zwei Stellen den Durchgang zu den andern Räumen. Das eine der großen Bilder war mit der bemalten Fläche gegen die Wand gestellt. Auf die Holzleisten des Bildes waren mit rostigen Reißnägeln Bleistiftentwürfe zu neuen Skulpturen geheftet. Ich trat, während einer Pause in unserm Gespräch, näher an diese Zeichnungen heran. Und nun sah ich, was meinen Gedanken jene bestimmte Richtung gab, die ich mit dieser Notiz festlegen möchte. Ich ahnte es zuerst viel

mehr, als daß ich es wirklich gesehen hätte. Diese Skulpturenentwürfe waren auf die Rückseite verschieden großer gebrauchter Briefumschläge gezeichnet. An sich ist das nicht besonders seltsam. Aber auf dem kleineren blauweißen Umschlag, der mit einem Finger hastig und nachlässig aufgerissen worden war, sah ich, daß der fettige schwarze Briefstempel der Postabfertigung geschickt in die Zeichnung eingefügt war: als dritter entscheidender Kreis neben den andern Kreisen, die die Brüste bezeichneten. Im ersten Augenblick, als ich diese Zeichnung sah, war es mir, als habe erst der Anblick des Briefstempels Picasso den Gedanken zu dieser ganzen Zeichnung gegeben. Die Empfindung blieb auch dann noch, als ich sie vor mir selbst zurückweisen wollte. In jenem Moment, da ich diese Zeichnung näher ins Auge faßte, sah er auch hin. Nun will ich sehen, ob ich recht habe, dachte ich. Ich wies mit dem Zeigefinger auf diese scheinbare Zufälligkeit, indem ich die drei Kreise in einem kurzen Abstand vom Blatt in der Luft nachführte. Und hierauf sah ich Picasso an. Er lächelte. Ich war geistesgegenwärtig genug, um zu versuchen, dieses Lächeln auf seinen Gehalt an aufklärender Antwort zu prüfen. Und darum glaubte ich auch, das folgende zu sehen: Picasso lächelte so, als ob er diesen Zusammenhang, der plötzlich auffallend wurde, erst in diesem Augenblick entdeckte und sich darüber als über eine der vielen entzückenden Zufälligkeiten des Lebens freue. Und dennoch glaubte ich es ihm nicht und hatte die bestimmte Empfindung, gerade hier auf eine wesentliche Seite seiner künstlerischen Erscheinung gestoßen zu sein. Nur weiß ich auch, daß ich sie in dieser Stunde noch nicht ausdeuten kann . . .

## **Ein Brief Carl Spittellers an Jacob Burckhardt**

von Werner Kaegi

**U**nter dem Eindruck gelegentlicher Aeusserungen Spittellers im Gespräch war man lange anzunehmen geneigt, seine Beziehungen zu Jacob Burckhardt seien eher oberflächlicher Art gewesen, Burckhardt habe ihm eine peinliche Schulerinnerung bedeutet: ein Lehrer, zu dem er trotz aller Bemühung kein näheres Verhältnis gefunden habe. Eine tiefere Beziehung zwischen dem Lebenswerk der